Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 6 (1911-1912)

Heft: 12

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

flächige Bäuerinnen von starkem Farbenklang neben feinen weiblichen Bildnissen liefert Ludwig Wieden. Wlastimil Hofmanns Trip= tochon-Madonna zeichnet sich vor andern Madonnen desselben Künstlers durch warme Leuchtfraft aus. Stanislaus Ramodi versucht sich im Interieur, wozu Ban Gogh einiges Ruftzeug hergegeben haben dürfte, und ähnlich Ernst Ed, der die Schönbrunner Bedutenmalerei an den Nagel gehängt zu haben scheint. Tizians Benus ins Moderne umgesett, zeigt ein vorzüglicher weiblicher Aft auf farbigem Kanapee, das ganze von aufreizendem rotem Klang und leuchtender Eindrucksmächtigkeit, eine Arbeit des auch im Stilleben bewährten Krakauers Wojciech Weiß. Ernst Stöhr ist durch einen alatten aber schönen Rückenakt vertreten. Rudolf Bacher zeigt eine schwarz gewandete Dame auf Goldgrund. Friedrich König führt zwei nadte ichlafende Mädchen auf grüner Wiese vor. Otto Friedrich bietet eine lebendige Straßenimpression. Victor Hammer und Alsons Karpinski bewähren sich als tüchtige Porträtisten, der erstere besonders im Kinderbildnis, und Hans Tichn hängt immer noch mit unverminderter Liebe an den schwebenden blauen Jungfrauen "Aus seinem Reiche".

Brillant sind die Graphiter vertreten. Walter Klemm mit Original-Holzschnitten, Alois Kolb mit mächtige Gestaltungskraft verratenden Radierungen (u. a. zwei Cyflen "Rohlhaas" und "Die Kronprätendenten"), Franz Wacik mit farbenfrohen und humorund phantasievollen Lithographien, Ludwig Rösch und Karl Müller mit allerliehsten kleinen und sonnigen Aquarellen, Ferdinand Kruis mit schönen Gouachen und A. Kerschbaum mit großzügigen Radierungen aus seinem Zyklus "Der Mensch".

Dr. S. Martus



Leo Tolitoi: Briefe. 1848—1910. Gesammelt und herausgegeben von P. A. Sergejenko. übersetzt und schlecht revistiert von Dr. Adolf Heßu. a. Mit fünf Bildnissen des Dichters (aber ohne Sachregister und mit unheimlich vielen Drucksfehlern). 560 S. Berlag und J. Ladyschnikow, Berlin 1911.

Man könnte nicht behaupten, daß der glänzende Dichter Tolstoi auch ein glänzender Briefschreiber gewesen sei. Was seinen Korrespondenzen abgeht, das ist jene Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, die den Briefen Liliencrons z. B. in so hohem Grade

eignen, sie so köstlich, so wahr und so empfunden erscheinen lassen. "Sie haben mir oft gesagt, daß Sie Ihre Briefe direkt ins Reine schreiben; ich folge Ihrem Beispiel, aber mir will das nicht so gut gelingen, wie Ihnen, da ich meine Briefe oft zerreissen muß, nachdem ich sie noch einmal gelesen," beichtet der Dichter 1851 seiner verehrten Adoptivtante Jergolskaja. "Das geschieht nicht aus falscher Scham. Ein orthographischer Fehler, ein falsch gewähltes Wort geniren mich nicht. Ich tue es nur, weil es mir nicht gelingen will, meine Feder und meine Gedanken in meine Gewalt zu bekoms

men." Das aber icheint bem Briefichreiber Tolftoi unumgängliche Bedingung und Vor-Denn: "Einem gleichgültigen Menschen kann man alles sagen, aber je näher Ihnen jemand steht, desto mehr Dinge gibt es, die Sie vor ihm geheim halten möchten. . . " Wenn aber ein Briefichreiber Nahestehenden gegenüber etwas geheim zu halten sich gedrungen fühlt, so kann dies in den meisten Fällen nur Miggunstiges oder etwas sein, das mitzuteilen den Schreiber das Schamgefühl oder praktische Erwägung Dementsprechend werden wir verhindert. im Briefwechsel Tolstois mit wenigen, auf verzeihliche Jugendtorheiten (Spiel und sexuelle Ausschweifung) bezüglichen Aus= nahmen in erster Linie solchen Mitteilungen begegnen, die den Adressanten in günstigem oder zum mindesten nicht in ungunstigem Lichte erscheinen laffen. Mit anderen Worten: Der Briefwechsel des Dichters, wie er uns vorliegt, wird und muß uns ein umfas= sendes Bild liefern von jenem Tolstoi, der in höchst vielseitigem, arbeits= und sorgen= vollem Leben, als Künstler, Erzieher und Bolksbeglücker, die Sympathien einer ganzen Welt sich errang, ein Prophet und Füh= rer seiner rudständigen Seimat und seines hülfsbedürftigen, bedrückten und unterdrückten Bolkes. Das ist denn auch der Fall. Und in einer solchen Weise der Fall, daß man nur bedauern tann, diesen Schluffel zu der so unendlich komplizierten und wandlungs= fähigen Person des Dichters nicht schon früher besessen zu haben. Er hätte manches voreilig und auf Migverständnis beruhende abschätzige Urteil verhindert und vor allem vermieden, aus allgemein=bekannten äuße= ren Tatsachen Rückschlüsse zu ziehen auf den Charafter dieses Mannes, der in seinen Briefen in geradezu apostolischer Größe in Ericheinung tritt. . .

Rein fulturelles Problem, feine politi=

sche, soziale oder künstlerische Frage, die ihn nicht beschäftigte und so intensiv beschäftigte, daß er sich nicht gedrungen fühlte, seine An= sicht darüber auszusprechen. Schon früh wendet fich fein Interesse der Schule gu. der er in eigens von ihm begründeten und verwalteten Institutionen ein klassisches Vorbild hinstellt. Er beschäftigt sich mit der Frage einer Weltsprache, schafft eine Fibel mit sprachreformatori= schen Tendenzen, nimmt auf seinem Gütern ungewohnte Meliorationen vor, erstrebt und erprobt landwirt= schaftliche Berbesserungen, sinnt über Glaubenssachen, über Drama und Runft und Mufit, lägt fich von den großartigen Schrecken und Taten des Krieges zu begeisterten Schilderungen hinreißen und greift unerschroden in die Räder der Staatsmaschine, gilt es soziale und politische Interessen zu verteidigen und zu wahren. Über alles schreibt er und an Denn "alle empfangenen Briefe zu beantworten," ist ihm "zu einer Gewohnheit geworden . . . "

Berühmt sind seine fühnen Briefe an Alexander III. und Nitolaus II., die er zu Güte und Nachsicht ermunterte und zur Betätigung ihrer persönlichen guten und von despotischen Ministern und Beratern unbeeinflußten Anlagen. "Ich werde nicht in dem Tone schreiben, wie man gewöhnlich an den Kaiser schreibt - voller Phrasen knech= tischer Ergebenheit und voller Redensarten, die die Gefühle und Gedanken nur verwirren. Ich werde einfach schreiben, wie ein Mensch an den andern," heißt es in der Zuschrift an Alexander II. vom Jahre 1880, worin der Dichter den neuen Bar gur Amnestie für die Mörder Alexanders III. aufzufordern die Kühnheit hatte. Und der Brief an Nikolaus (1902) beginnt mit der Anrede "Lieber Bruder" und ist in einem

Tone gehalten, der es unfaßlich erscheinen läßt, daß er (vgl. den Brief an den Groß= fürsten Nikolas Michailowitsch vom 5. April desselben Jahres) "wohlwollend aufge= nommen" wurde und mit dem Versprechen, "ihn niemand zu zeigen!"...

Interessant ferner ist ein Schreiben Tolstois an den so schnöde ermordeten Stoln= pin, den der Dichter beschwört, den Privat= besitz an Grund und Boden — eine Saupt= ursache der russischen Revolution — abzuschaffen. Der "Millionenbesitz des Reichen und Zaren", heißt es darin, sei "ungesetzlich und verbrecherisch", und Stolppin ber "energische Mann" dazu, solchen Berhält= nissen zu steuern. "Ja, lieber Peter Arkad= jewitsch, ob Sie wollen ober nicht, Sie stehen an einem furchtbaren Scheidewege: der eine Weg, den Sie leider gehen, ist der Weg böser Handlungen, schlimmen Ruhmes und vor allem der Sünde; der andere Weg ist der hochherziger Bemühungen, angestrengter, verständiger Arbeit an einem großen, guten Werk zu Nugen der ganzen Menschheit, der Weg des guten Ruhmes und der Menschenliebe. Ist hier wirklich ein Schwanken möglich? Gabe Gott, Sie mähl= ten den letteren!" Welcher Schriftsteller hätte je eine kühnere Sprache geführt? . . .

Rührend und wie ein Bächlein dahinplätschernd liest sich der Brieswechsel mit
dem Schriftsteller A. A. Fet. Der Land =
wirt Tolstoi nimmt darin einen Haupt=
raum ein. Ob Bruder Sergei "sechs Star=
buckpflüge auf Lager hat"...,wie teuer
Kleesaat und Kolbengrassaat ist"... was
"das beste Instrument für Roßärzte" tostet,
was "ein paar Lanzetten für Menschen und
Schropsköpse"... dies einige Fragen, die
den Dichter der "Anna Karenina" beschäftigen. Daneben aber wird auch viel über
fünstlerische Dinge und Pro=
bleme korrespondiert, über die Sche des

Dichters, über Tod, Staat, Kritik Der Dichter hat das Bedürfnis, über eigene und fremde Werke sich auszu= sprechen, seine Verhältnisse zur Literatur und Kunst des In- und Auslandes und zu seiner Umgebung zu diskutieren und ihn be= schäftigende brennende Fragen zu beleuch= ten: "Erzählungen schreiben ist eine Dumm= heit und Schande", erklärt er 1858 an Fet. "Wie ich mich auch dreh' und wende, ich sehe, der Gipfel der Weisheit liegt doch bringe, sondern sie wie das tägliche Brot freue, meine eigene aber wegen ihrer abschreckenden Form nicht unter die Leute bringen, sondern sie wie das tägliche Brot selbst genieße. Indessen erfaßt mich zuwei= Ien doch der Wunsch, ein großer Mann zu sein, und dann ärgere ich mich, daß ich es noch nicht gewesen bin." Zwei Jahre später findet er: "Aunst ist Lüge, ich aber kann die schöne Lüge nicht mehr lieben." Und 1870 meldet er, daß er sich freue, "daß er nichts schreibe und feine wortreichen Torheiten schreiben werde." . . .

Parallel mit berartigen Ausfällen ge= gen die Runst gehen solche gegen verein= zelte Rünstler, denen der Dichter nicht gewogen ist. Am schlechtesten kommt dabei wohl Turgeniew weg. Immer wieder kommt er auf ihn zu sprechen, erklärt, daß er ihn verachte und zum Teufel wünsche, klagt über die "Gegensäklickeit ihrer Na= turen", beichtet, daß er ihn "um so weniger liebe, je mehr er selbst wachse" und faßt schließlich den Entschluß, "ihn möglichst zu meiden, wie die Gunde." Beffer ergeht es schon literarischen Größen aus Ruglands Bergangenheit, obwohl auch Gogol gele= gentlich einen Sieb abbekommt. . . . Sier ist die Stelle, von Tolstois Anschauung über die Entwidlung der ruffifchen Literatur zu sprechen. "Haben Sie in der ruffischen Poesie der Gegenwart den

Zusammenhang zwischen zwei Erscheinun= gen bemerkt," schreibt er 1872 an Strachow, "die im umgekehrten Berhältnis zueinander stehen: den Verfall des poetischen Schaffens auf allen Gebieten — der Musik, Malerei, Poesie — und das Bestreben, die Tätigkeit des russischen Volkes auf allen Gebieten — Musik, Malerei, Ornamentik und Poesie fennen zu lernen? Mir will scheinen, daß das gar kein Verfall, sondern ein Sinsterben mit sicherer Anwartschaft auf ein volkstüm= liches Wiederaufleben ist. Die lette Welle, die poetische Parabole, mar bei Puschtin auf dem höchsten Punkt angelangt; dann tamen Lermontow, Gogol, wir ar= men Günder, und die Wellenlinie fenkt fich; im nächsten Teil führt die Wellenlinie zum Bolksstudium und wird, so Gott will, in Zukunft wieder hoch wogen; Puschkins Be= riode aber ist "dahin und ganz vergangen".

Daß eines Genies von der Größe Dosto= jewskis in all diesen Auseinandersetzungen nicht einmal Erwähnung geschieht, wird bei Tolstoi nicht Wunder nehmen. Gesteht er doch offen, daß ihm seine zeitgenössischen russischen Kollegen durchwegs "lächerlich" erscheinen! Er selbst zählt sich unter jene Dichter, denen "die Volkssprache, die alle Laute enthält, die der Dichter aussprechen kann, teuer ist." "Ich liebe das Bestimmte, Klare. Schöne und Makvolle, und finde die= ses alles in der Poesie, der Sprache und im Leben des Volkes, während ich bei uns das gerade Gegenteil davon finde", melbet er an Strachow. So fommt es, daß er immer und immer wieder an seinen Arbeiten her= umfeilt und diese daher sehr langsame Fortschritte machen. "Ich habe eine Arbeit, die ich vor längerer Zeit begonnen habe, schon dreimal umgearbeitet und denke daran, es noch einmal zu tun, um zufrieden zu sein", heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1852. "Ich schmiere, wie gewöhnlich, alles zwanzigmal ab," bekennt der Dichter zwan= zig Jahre später. Er arbeitet vorzüglich im Winter, und dann "stets zu viel". Und er "erholt sich im Sommer, so gut es geht". . . . "Ende Winters und Frühlingsanfang ist stets meine eigentliche Arbeitszeit", bemerkt er 1876. . . . Kommt es einmal vor, daß ihn just in dieser Jahreszeit die Inspi= ration, ohne die er nicht arbeiten kann, flieht, so fühlt er sich tief unglücklich: "Es ist qualvoll und erniedrigend, absolut müßig zu leben, und widerlich, sich damit zu trösten, daß man auf Inspiration wartet und sich deswegen schont", klagt er zu Beginn des Jahres 1877. "Alles so banal und nichtig." Im Gegensatz dazu spricht er im Juni 1874 von der ihm "so lieben Stimmung geistiger Muße und Untätigkeit. . . " Bald ist ihm die schriftstellerische Arbeit alles und er nur glücklich, wenn er sich ein Werk vom Salse geschafft, bald ist sie ihm widerwärtig, quä= lend, eine Last, über die er schilt und flucht. "Das Zubereiten ist schwer und ängstlich", meint er 1878, "mit den Speisen aber etwas vortäuschen, sie schön herrichten, macht viel Spaß." . . .

Mit der Kritik steht er auf Kriegs= fuß. Sie ist ihm "langweiliger als alles Langweilige auf der Welt", und bildet die Ursache der "ekelhaften und demoralisieren= den Lage" der ruffischen Schriftsteller. Was sein Blut außer ihr am meisten in Wallung bringt, ift der ruffifche Defpotis= mus. Als während seiner Abwesenheit anno 1862 in Jasnaja Poljana eine Haus= suchung vorgenommen wird, sieht er "teinen andern Ausweg", als sich "zu expatriteren und Rugland zu verlassen, wo man feine Minute wissen kann, was einem passiert". . . Frau und Rinder halten ihn zurüd. Sie bilden neben "den Werken, die er noch schreiben muß," seine Sauptsorge. freue mich", schreibt er 1865 an Fet, "daß Sie meine Frau gern haben: mir ist mein Roman lieber"...

Bezeichnend für den Dichter ist es schließlich, wie schon früh und immer wie= der der Todesgedanke in ihm auf= taucht: "Sie sind frank und denken an den Tod. Ich aber bin gesund und höre doch nicht auf, an das Gleiche zu denken und mich auf den Tod vorzubereiten," bekennt er Ergreifend sind die pessimistischen Gedanken, die er sechzehn Jahre früher über dasselbe Thema dem Freunde gegenüber ausgesprochen. Sie mögen den Schluß un= serer Besprechung bilden: "Was soll das alles", philosophiert der Dichter in der traurigen Stimmung über den Tod seines Bruders Nikolas, "wenn morgen die Todesqua= len mit all ihren widerwärtigen Lügen und Selbstbetrug beginnen; und wenn das alles mit einem Nichts, mit einer Null für mich endet. Es ist zum Lachen, die Leute sagen, sei nütlich und tugendhaft und glücklich, so lange du lebst; du selbst aber, das Glück, die Tugend und der Nugen bestehen in der Wahrheit. Und die Wahrheit, die ich in 32 Jahren meines Lebens erkannt habe, sagt, daß unsere Lage entsetlich ist. Nehmt das Leben wie es ist. Sobald der Mensch die höchste Entwicklungsstuse erklommen hat, sieht er deutlich: alles ist Lug und Trug, und die Wahrheit, die er dennoch über alles liebt, ist entsetlich. Mit dieser Erkenntnis erwacht er plöglich und fragt entsett, wie der Bruder gefragt hat: "Was geht hier vor?" Natürlich, so lange man den Wunsch hat, die Wahrheit kennen zu lernen und zu sagen, strebt man nach ihr. Nur diese Ein= sicht blieb mir von der sittlichen Welt, darüber komme ich nicht hinaus".. Dr. S. Markus

Briese von Freiherrn Joseph von Gichendorff. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. Verlag J. Habbel, Regensburg.

Mehr als fünfzig Jahre sind nach dem

Tode Eichendorffs (1857) vergangen, bis alle Riegel gesprengt wurden, welche den Einblid in wichtige Sandschriften verwehr= ten. Erst jest ist es daher den beiden Ger= manisten Wilhelm Rosch und August Sauer möglich geworden, die von der Wissenschaft schmerzlich vermißte historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs zu veranstalten. Sie ist auf vierzehn Bände berechnet, sie soll durch eine Biographie aus der Feder von Professor Rosch eingeleitet werden und außer den poetischen Werken Ei= chendorffs auch seine übersetzungen, seine Schriften zur Literaturgeschichte, seine Tage= bücher, die Briefe von ihm und an ihn bringen. Ein letter Band "Lesarten und Register" wird das groß angelegte, einfach ausgestattete und überraschend billige Werk abschließen.

Als erste Bände dieser Ausgabe er= schienen im vorigen Jahr die Tagebücher und nunmehr die Briefe Eichendorffs. Nur in den Jahren 1800 bis 1808 hat der Dich= ter seine Erlebnisse regelmäßig seinem Ta= gebuche anvertraut, nur wenige, nicht zu= sammenhängende Notizen führen bis zum Jahre 1815. Bon den 202 publizierten Briefen hingegen stammen 178 aus den Jahren nach 1830, von diesen wiederum 131 aus den letzten zehn Lebensjahren des Absenders (1847 bis 1857). So gehören die Tagebücher und Briefe eng zusammen und ergänzen sich zeitlich. Aber es klafft zwischen den Tagebüchern, in denen uns Eichen= dorff als ein junger schlesischer Landjunker entgegentritt, der nie einen Kindertraum von Unsterblichkeit geträumt hat, und der noch als Student lieber von den dummen Streichen der Kommilitonen als von den Schönheiten der Natur und Kunft erzählt. und den Briefen, in denen ein alternder Mann zu uns von seinen familiären und materiellen Sorgen fpricht, ein Rif, welcher bisher durch keinen glücklichen Fund ausgefüllt worden ist. Und gerade in diesen Jahren, über welche wir also fast gar keine direkten Auszeichnungen Eichendorffs besitzen, waren seine wichtigsten Dichtungen entstanden und erschienen: der Roman "Ahnung und Gegenwart" (1815), die Novelle "Das Marmorbild" (1819), die erste Sammlung seiner "Lieder", und die unsterbliche Novelle "Aus dem Leben eines Taugenichts" (1826).

Man darf beim Lesen der Briefe Eichendorffs nicht an die Aufzeichnungen anderer Romantifer, an die Tagebücher von Novalis oder die Briefe Karoline Schlegel-Schellings benten, wenn man nicht enttäuscht sein will. Für Eichendorff war die Briefftellerei "nur ein leidiger Notbehelf", er hat sich immer wieder wegen seiner "wohlbekannten Briefstellerfaulheit" ent= schuldigen muffen. Für das Verständnis der literarischen Entwicklung des Dichters sind die Briefe von einer nur geringen Bedeutung. In seiner Jugend jauchzt er Loeben und Fouque mit überschwenglichen Worten zu. In reiferen Jahren konzentrierte er all seine Liebe auf Shakespeare, Calderon und Goethe. Shakespeare war und blieb ihm "der Meister, erfrischend für alle Zeiten". Goethe übersandte er sein Drama "Der lette Seld von Marienburg" mit dieser Widmung: "Heldenhaft, aber glücklicher als er" (das ist Beinrich von Plauen) "haben Ew. Erzellenz über ein halbes Jahrhundert lang den Banner der Poesie über dem Strome einer stürmischen, vielbewegten Zeit emporgehalten und ein neues, unvergängliches Reich deutscher Dichtkunst gegründet, dem wir alle freudig und dankbar ange= hören." Die Dramen Calderons hat Ei= chendorff selbst durch einzelne übertragun= gen den Deutschen nahezubringen versucht. Diese Ubersetungen und die literar-historischen

Schriften des Dichters über die Entwicklung des Romans, des Dramas, zulett der ganzen deutschen Poesie bilden den literarischen Rern der Altersbriefe Eichendorffs. Selten nur blidt er auf seine Jugendjahre gurud, um uns dann die ganze romantische Bewegung, der er felbst angehört hatte, ähnlich wie Friedrich Schlegel und Brentano, im Hohlspiegel seiner immer einseitiger gewordenen katholischen Weltbetrachtung zu zeigen. Interessant ift allein dieses im Jahre 1848 einem jungen Poeten abgelegtes Ge= ständnis, der ihm geklagt hatte, wie schwer es ihm falle, sich gegen einen poetischen Rausch zu ungelegener Zeit zu mappnen: "Auch ich habe während meines langen Amtslebens beständig gegen diese Anfech= tung zu kämpfen gehabt. Aber es schadet eben nichts. Die prosaischen Gegensätze befestigen und konzentrieren nur die Boesie und verwahren am besten vor der poeti-Zerfahrenheit, der gewöhnlichen Krankheit der Dichter von Profession."

Dennoch sprechen viele der Briefe von den Qualen dieses Amtslebens. Eichen= dorff, der preußische Beamte, mußte seinen Freunden immer wieder klagen, daß er "die preußische Wirtschaft" nicht länger ertra= gen fönne. "Ich habe ehrlich gefämpft, aber ich bewege mich hier in Fesseln." Dazu famen ewige Geldsorgen. 1848, nach 33 Dienstjahren, als 56jähriger, kränklicher Mann, der seinen Sohn, der Regierungs= referendar zu Frankfurt war, gänzlich, die beiden anderen Kinder größtenteils noch selbst erhalten mußte, bezog er 2000 Taler Gehalt. Unwillfürlich denkt man an die, denselben Grundaktord anschlagenden Briefe Kontanes: "Sätte ich nur Geld!" Während sich aber der Dichter der "Effi Briest" in seiner Verbitterung vor allen Menschen mehr und mehr verschloß, fand Eichendorff in feiner Familie "die iconfte Trofteinfamkeit". Schon 1816 hatte er seinem Bruder Wilhelm über seine Frau geschrieben: "Betrachte sie hierfür ganz als eins mit mir. denn sie ist es in aller Hinsicht." Als er 1855 diese Frau nach 42jähriger Che verlor, brach er völlig zusammen: "Wie ein Schiffbrüchiger, dessen Lebensschiff zerschlagen, rette ich mich an das nächste Eiland und halte mich, da ich meine liebe Frau verloren, zu den Kindern." Kaum zwei Jahre hat Eichendorff diesen Schmerz über= lebt, 1857 ist er auch gestorben. Und es hat etwas Schönes und Bersöhnendes für uns Nachgeborene, daß dieser Dichter, dem das Schickfal so viele Leiden aufgebürdet hatte. doch in den letten Jahren seines Lebens wiederholt bekennen durfte: "Im ganzen hat sich, wie ich dankbar anerkennen muß, an mir das Sprichwort bewährt: Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter vollauf. Ich habe Muße genug zu mei= ner Lieblings= und - wie ich mir einbilde - eigentlichen Berufsbeschäftigung, bin eigentlich gesünder als in meinen mittleren Jahren und lebe in vollkommener Burückgezogenheit im Kreise meiner Familie."

K. G. Wndr.

Peter Alvor: Anthony Bacon. Die Lösung des Shakespeares Problems. 216 S. Mk. 2.60. Bei Georg Müller, München und Leipzig 1911.

"In vorliegender Schrift wird zum ersten Mal der Bersuch gemacht, Anthony Bacon, den Bruder des "Baco von Berulam", als Urheber der ShakespearesDramen zu proklamieren. Man kann sich wuns dern, daß ich, der ich vor vier Jahren eine neue ShakespearesTheorie (Southamptons Rutland) aufstellte, heute eine neue bringe. . . . Mit meiner jezigen Theorie glaube ich nun den "Nagel auf den Kopf getroffen" und das ShakespearesProblem gelöst zu haben. . . Die Gelehrten mögen

meine — leider ungefeilte — Arsbeit nachprüsen und sich nicht von der Sache abschreden lassen durch die Meinungen von Leuten, die heute als Größen und Autoristäten dastehen, denen man aber den Borwurf der Einseitigkeit nicht ersparen kann. Große Wahrheiten stoßen immer zunächst auf energischen Widerstand; aber ich habe die seste Hoffnung, daß in wenigen Jahren Anthonn Bacon ebenso sicher und allgemein als Shakespeare gilt, wie heute die überzeugung Allgemeingut ist, daß die Erde sich um die Sonne bewegt . . ."

Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, liest man diese naiv-selbstbewußten, ambitiosen Worte zu Beginn und Ende des in aller Eile niedergeschriebenen - "leider ungefeilten", wie der Berfasser selbst zu= aibt - Büchleins, oder sieht man mit an, wie da an Sand ungehöriger Wortklaube= reien und belangloser, zufälliger überein= stimmungen die These verfochten wird, daß der "hochanständige", "zeit seines Lebens" franke und bitterste Not leidende, bis 1593 in Frankreich und fern allen Begebenheiten am englischen Hof weilende ältere Bruder (geb. 1558) des Lordkanzlers Francis Bacon der Berfasser der sechsunddreißig unter dem Namen Shatefpeare existierenden Dramen gewesen sei. "Man wird sich wun= dern . . . ", ja, man wundert sich und schüt= telt bedenklich den Kopf über die Fülle des zusammengetragenen Materials und die Rühnheit seines Finders, der aus textlichen Belanglosigkeiten in Shakespeares Werk Rückschlüsse ziehen zu dürfen meint auf eine Autorschaft, die schon aus rein äußerlichen Gründen gang und gar undenkbar ist. Es ist für die kopflose Flüchtigkeit und über= hastung des Verfassers, der seine neue Theorie nicht schnell genug an den Mann zu bringen vermochte — so eilig hatte er's, daß er sich einen Grofteil der Beweisführung für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten mußte — bezeichnend, wenn die fundamenstalste Frage: die der Entstehungszeit der Dramen, nur oberflächlich und mit einigen Phrasen gestreift wird. Hätte der Herr Pseudonymus — denn ein solcher ist Herr Alvor — just diesem Punkte etwas mehr Zeit und Nachdenken gewidmet, — er wäre wohl nie dazu gelangt, mit seiner Hypothese an die Öfsentlichkeit zu treten.

1593 kehrte Anthony Bacon nach Eng= land, das er 1579 (!) bereits verlassen, zu= rud. Im nächsten Jahre erschienen Shake= speares Erstlinge "Benus und Adonis" und "Lufrezia". Und dann spielten sich alle die Ereignisse ab, die - nach Alvor - in Shakespeares Werk abgefärbt haben sollen, das lette: der Tod des Essex, sogar erst drei Monate vor Anthonys Tod (27. Mai 1601), drei Monate, das sind 3×30 Tage, wie der Verfasser richtig konstatiert, Zeit genug also, um einen "Hamlet", in dem dieser Tod des Freundes und Herrn (Anthony war sein Sefretär) seine Darstellung gefunden haben soll, niederschreiben zu können!! Ein ewig Kranker, Siecher, ein Sterbender! Run, der Berr Berfasser bringt noch gang andere Seldenstücken fertig: nach seiner Darstellung müßte nämlich der Dichter der Shakespeare-Dramen diese in der Zeit zwiichen 1593 und 1601 geschaffen haben, da eben zwischen diesen Grenzen alle jene Tat= sachen zu suchen sind, die Alvor zum Beweis der Autorschaft Anthonys anführt. Sechsunddreißig Meisterdramen in sieben bis acht Jahren! Bier der gewaltigen Schöpfungen Shakespeares pro Jahr, und das nicht in Abständen, sondern Jahr auf Jahr, und so sieben bis acht Jahre lang! Und das wer? Ein Kranker, Notgepeitsch= ter, baldigstem Tode Geweihter! Ein Mann, der bis zu seinem sechsunddreißigsten Le= bensjahre keine einzige dichterische Tat voll=

bracht, trot größter und ungestörtester Muße und gunstigster Bedingungen teines seiner Dramen - gesett den Fall, daß ein Teil davon schon geschrieben war - ber Offent= lichkeit zugänglich gemacht hat!! — Und dann auf einmal diese Produktion, in der die Sauptleistungen des Shakespeareschen Genies zu plazieren auch Alvor in Ber= legenheit gerät! Wer weiß, vielleicht ent= standen diese auch erst nach dem Tode An= thonns, durch jene beiden Größen aus dem Essextreis, die der Herr Berfasser vor vier Jahren auf seinen Schild zu erheben beliebte! Wie war's, herr Alvor, mit einem Trio Southampton=Rutland=Anthony Ba= con? Gehen wir zu schnell? Run, wir ge= währen Ihnen auch zur Aufstellung dieser neuen Theorie vier Jahre. Bielleicht ge= lingt Ihnen im Berlaufe dieser Zeit der Nachweis, daß "Othello", "Lear" und "Mac= beth" doch von Rutland, der ja erst 1612 das Zeitliche segnete, stammen. Dann ließe sich leicht erklären, warum diese und so viele andere Dramen erst nach 1601 — und zwar durchaus nicht zugleich — erschienen. Und schließlich ließe sich vielleicht auch der Beweis erbringen, daß auch die großen Lie= bestragödien — denn der überlegene "Di= plomat" und "Polititer" Shakespeare hat auch solche geschrieben, was nicht zu übersehen ift, Berr Alvor! Richt vom Sagestolz Anthony, der schon physisch allein für der= artige Leidenschaften und Erfahrungen nicht der Mann — und in seinem Beruf als vielbeschäftigter Gefretar für derartige Spielereien kaum zu haben war — sondern viel= mehr von dem Berführer und Galantuomo Southampton oder dem "lustigen Student von Badua" (Rutland) herrühren? Mit Wortklaubereien ift nichts unmöglich, und hört man mit an, wie Katholische und Freidenker, beide mit gleich ichlagender Beweiskraft, Goethe zu ihrem Seile zitieren,

so muß man zugeben, daß vor dieser Mesthode jedes Hindernis bedingungslos weischen muß. . . .

Nein, Herr Alvor, "auf den Kopf" has ben Sie den Nagel doch nicht ganz getroffen. Es war auch diesmal nur ein "Elfer". Das lassen Sie sich gesagt sein. Wir aber wolsen mit Geduld Ihrer nächsten Offenbarung entgegensehen, die uns dartun soll, daß alle Dichter des Elisabethanischen Zeitsalters: die Marlows, Greenes, Peeles, Nashs, Ben Jonsons 2c., ihre Werke "unter dem Decknamen irgend eines harmlosen Bürgers" in die Welt gesandt haben. Vielsleicht beliebt es Ihnen bei dieser Gelegensheit auch, zu verraten, warum der arme, begönnerte Anthony zu diesem Auskunftssmittel seine Zussuhlucht genommen. . . .

Dmitri Merejchtowsti: Leonardo da Binci. Historischer Roman. übersett von Dr. Alexander Eliasberg. 9. Auflage. 694 S. Br. 4 Mf., geb. 5 Mf. Bei R. Piper & Cie., München 1911.

Den "Roman der italieni= schen Renaissance" nennt der Prospekt des Verlegers das Werk. Er ist's. D. h. wenn man ein breit und loder angelegtes Zeitgemälde ohne jede Steigerung und Konzentration auf eine Idee oder einen Selden einen Roman nennen kann. Mereschkowskis Werk ist mehr und weni= ger. Mehr, indem es in wissenschaftlichster, umfassendster und eindringendster Weise mit den Strömungen, Tatsachen und Geschehnissen der Sochrenaissance bekannt macht. Weniger, weil es dabei die Regeln der Dichtkunst vernachlässigt, auf einen fünst= lerischen Aufbau, eine künstlerische Form verzichtet, ungezwungen und willfürlich, Kapitel an Kapitel, Abschnitt an Abschnitt reiht, ohne dabei auf eine Entwicklung, eine Sandlung die geringste Rücksicht zu nehmen.

In Wirklichkeit besitt der Meresch=

kowskische Roman eine solche gar nicht, wenn in ihm auch fortwährend etwas geschieht, fortwährend etwas sich entwickelt. Zahl der Geschehnisse, der Entwicklungen, vermag das Geschehnis, die Entwicklung niemals zu ersetzen. Eine solche aber geht unserem Romane ab. d. h. wenn wir nicht den Umstand, daß mit seiner Seitenzahl auch das Alter Leonardos und dessen Schöpfungen zunehmen, als solche betrachten wollen, was in keinem Falle angeht. Wo ein Seld ist, ist auch eine Entwicklung. Bei Mereschkowski steht der Held zu Beginn der Erzählung bereits auf voller Sonnenhöhe seines Schaffens und Ruhmes, liegt sein ganzer Charafter bereits fix und fertig vor uns da. Was im Berlaufe der Schilderung noch von ihm ausgesagt wird, ist blokes entbehrliches Detail, Wiederholung, Ergän= zung, nie aber Entwicklung. Es ist als ob der Dichter diese an und für sich nicht ge= rade dramatische Perfonlichkeit nur darum zum Mittelpunkt seines Gemäldes gewählt hätte, um durch ihre Bermittlung die ein= zelnen Wahrzeichen und Charakteristiken der Renaissance vorführen zu können, wie er auch die Figur des Giovanni Bel= traffio nur dazu gebraucht, um einzelne Charafterzüge Leonardos, anderer Perso= nen und diverser Geschehnisse und Berhält= nisse jener Zeit näher zu beleuchten. Beibe, Leonardo sowohl wie auch Beltraffio, sind dem Dichter nichts als Mittel zum Zweck. Ihrer bedient er sich, will er eine Begeben= heit, einen Charafter, einen Zustand ichil= dern. Sie läßt er sehen, läßt er hören, den= ten. Sie bilden seine Reflektoren, seine Me= dien, durch die er die Zeitverhältnisse wiederspiegelt. Und so sehr dienen sie ihm als solche, daß sie in ihrer farblosen Passivität von der gewaltigen, attiv sich entladenden Größe der Zeit, der sie lediglich als Zuichauer und Zuhörer dienen, in den Sintergrund gedrängt, unserem Interesse entzogen, von der großartigen Bielheit der Geschehnisse und Tatsachen erdrückt werden. —

So ist der held des Mereschkowskischen Romanes trot aller auf ihn bezüglichen Aussagen, Betrachtungen, Schilderungen und Berichten nicht Leonardo, sondern die Zeit, in der dieser lebte und wirkte. Genügt schon das reizvolle, interessante Tagebuch seines Schülers Beltraffio vollkommen, von ihm ein Bild zu vermitteln, so brauchen wir das ganze Buch, um auch von den höchst mannigfaltigen und komplizierten Berhältnissen der Zeit ein solches zu gewinnen. Sie vor allem hat den Dichter interessiert, ihr ist er nachgegangen, in ihre verborgen= sten Tiefen drang er ein. Und mit wissen= schaftlichem Ernst und wissenschaftlicher Exaftheit hat er all ihre Regungen und Außerungen verfolgt, aufgededt, analysiert. Die Vorstudien und Kenntnisse, deren er dazu bedurfte, lassen sich kaum übersehen. Man spürt sie auf Schritt und Tritt, in allem und jedem, das uns in der Lektüre des Buches entgegentritt: in geschichtlichen, funsthistorischen und literarischen Betrach= tungen, in wissenschaftlichen Analysen, mystischen und symbolischen Bildern, in den Schilderungen aldimistischer, chemischer astrologischer und verwandter Versuche, in Religions= und Glaubenssachen, politischen Bewegungen, industriellen und technischen Erfindungen, wie in der Gestaltung der Charaftere. Diese vor allem sind es, die dem bewegten Auf und Ab der Erzählung mit ihren vielen hundert Kapiteln und Kapitelchen Relief verleihen: die duftere Ge= stalt des Savonarola, der unglückselige Lodovico Moro, der prächtig getrof= fene impotente Karl VII. von Frankreich, der schreckliche Cesare Borgia und sein verruchter Bater auf dem Stuhle Betri: Alexander VI., Papst Julius

II. und sein Bruder Giovanni di Medici, der intrigante Machia: velli, Raffael, Michel Angelo, Frang I. 2c. Und neben ihnen das Volt, die große vielgestaltige Masse des abergläubischen, unbeständigen und leicht erregbaren Bolfes mit seinen Glaubens= fämpfen, Segenverbrennungen und roben Zeitvertreiben. Durch seine Schilderung geht ein Sauch Shakespeareschen Geistes. Man wird sie schwer vergessen, weit schwerer als die blasse, kalte Erscheinung des Titel= helden, den Mereschkowski, entgegen allen ihn als den anerkannten, gefeierten und glücklichen Geisteskönig seiner Zeit schildern= ben überlieferungen als Märtyrer auftreten läßt, als einen Genius, der, von Welt und Menschen verkannt, geschmäht und verfolgt, von den mannigfaltigen und zahllosen, alle Gebiete von Wissenschaft und Aunst umfassenden Projekten nur die wenigsten verwirklichend, keines bis zur Vollendung bringend, in Elend und Vergessenheit zugrunde geht, mährend seine auf ihm fußenden, weit weniger genialen Rivalen Raffael und Michel Angelo sich in der Sonne fürstlicher und menschlicher Gunft und Bergötterung ergehen dürfen. Bei allem feinen Kunstwis= sen und everständnis kann dem russischen Dichter der Borwurf nicht erspart bleiben, daß er in der Einschätzung dieser drei größ= ten Meister der italienischen Sochrenaissance einseitig und nicht ohne Parteilichkeit und Ungerechtigkeit verfahren ist. Mag Leonardo seine Rivalen an Umfang des Wissens und der Bestrebungen auch übertroffen haben in rein fünstlerischer Beziehung standen sie um kein Haar breit unter ihm, und es bildet keinen Ruhmestitel des Buches, daß es dar= auf ausgeht, Michel Angelo und Raffael, Leonardo gegenüber herabzuwürdigen, die= sen gegen jene auszuspielen . . .

Faffen wir das Gefagte zusammen, fo

tonnen wir sagen: Mereschkowskis "Leonardo da Binci" ist kein Roman im eigent= lichen Sinne des Wortes, sondern ein breites und umfassendes Zeitgemalde, in dem die mannigfaltigen Berhältnisse, Begeben= heiten und Charaftere der Hochrenaissance zur Darstellung gelangen. In dieser Beziehung dürfte es von keinem dieselbe Zeit be= handelnden Werke erreicht, noch weniger überholt sein, und der deutsche Leser wird darum um so eher zu seiner Lekture grei= fen, als der Pipersche Berlag es sich angele= gen sein ließ, das Werk in vortrefflicher übertragung und solidem Einband, auf holzfreiem Papier, in großer, iconer Schrift und mit einer Anzahl willkommener Illustrationen zu Leonardos Werk ausgestattet, auf den Büchermarkt zu bringen.

Dr. S. Martus

E. W. Bredt. Die Alpen und ihre Maler. Mit 153 Abbildungen. Leipzig, Theod. Thomas Berlag.

Ein prächtig ausgestattetes Illustrationswerk, das dem Gegenstand entsprechend besonders bei uns in der Schweiz seine Freunde finden wird. Die vielen begeister= ten Berehrer der Hochalpen werden mit Bergnügen daraus erkennen lernen, wie sich im Lauf der Jahrhunderte die bildende Kunst an diesem schwierigen Problem mit immer wachsendem Glüd versucht hat. Die Alpen waren beinahe das lette Gebiet, das sich die Malerei erobert hat; als sie das Fi= gürliche längst vollständig beherrschte, wa= ren ihre Bergdarstellungen noch von einer erstaunlichen Primitivität, die erst im 14. Jahrhundert etwa von den Renaissance= fünstlern zu künstlerischen Formen ausge= bildet wurden. Bon den Benezianern, Dürer und den Schweizern, bei denen an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Darstel= lung der Alpenlandschaft selbständiges In= teresse beansprucht, führt uns der anziehend geschriebene Text an Hand des schönen, vielsseitigen Ilustrationsmaterials zu der eisgenartigen Auffassung der Holländer, zu den topographischen Prospekten, zu den Darstelslungen der schweizerischen Landschaft für die "empfindsamen" Reisenden und zu dem eisgentlichen Jahrhundert der Alpenmalerei, dem 19. Jahrhundert, wo wieder jedes Jahrzehnt neue Anforderungen an die künstlerische Bewältigung der Alpenwelt stellt. Es ist ein überaus anziehender Ausschnitt aus der Entwicklungsgeschichte der Malerei, der nicht nur dem Alpenfreund, sondern jedem Kunstfreund willkommen sein muß.

Kairo. Ein Buch über Agnpten. Von Hans Withalm. Orell Füßlis Wanderbilder Nr. 273-276.

Unstreitig ein originelles Buch, das die Bahnen der üblichen Reisebücher verläßt und dem Agnptenreisenden das zu geben sucht, was er in allen Reisehandbüchern um= sonst sucht. Gine Orientierung über das moderne Manpten, mit dem der Reisende es vor allem zu tun hat, eine Apotheose der englischen Herrschaft. Es ist der überlegene Mitteleuropäer, ber unter Barbaren geht. So dürfte er allerdings den meisten Reisen= ben die willtommenfte Führung fein. Ber fremde Bölfer und Länder liebt, wer zu denen gehört, die die Dinge schildern, wie ihre Phantasie sie ihnen darstellt, die vom Berfasser verachtet werden, der wird weniger Freude an dem Buche haben, und diese Freude wird ihm noch vergällt durch den selbstbewußt originellen Stil, zu dem sich Withalm hinaufschraubt und den das in diesem Reiseführer angefündigte Büchlein "Der Pascha" desselben Berfassers (3ü= rich, Orell Füßli) erklärt. Es find blutrun= stige Schauerkinematographendramen, die eine absurde Phantasie in novellistischer Form bis ins Komisch-Groteske verzerrt

Robert Schwerdtfeger. Sechs Novel-

I e n. Berlag Rütten & Loening, Franksurt a. M., geh. 3 Mk., geb. Mk. 4.50.

Pinchologisch-spikfindige Sonderfälle werden mit anerkennenswertem Erzähler= talent und fünstlerischer Sorglosigkeit zu Novellen verarbeitet. Wenn der Begleit= zettel des Verlags beifügt, daß Goethe die Novelle als die Erzählung einer "unerhörten Begebenheit" definiert hat, so verdienen die vorliegenden Motive allerdings diesen Titel, aber wir glauben doch, daß Goethe noch etwas mehr von einer Novelle ver= langte. Die Sonderbarkeit der erzählten "Fälle" ist so erklügelt und konstruiert, daß ein fünstlerischer Genuß schwer möglich wird. um so weniger, als alle die "Pointen" einen etwas unangenehmen Beigeschmad haben.

Bloeich

Reulandfahrten. Gin Buch für Eltern, Lehrer und Rinder von S. Corran.

Ein frischer Wind bläst von Zeit zu Zeit durch unsere Schulstuben. Da es schwer hält, den ganzen, komplizierten, durch Gesetze und Traditionen gestützten Bau unseres Schulswesens von Grund auf umzugestalten, so unternimmt es hier und dort ein Lehrer, in seinem eigenen kleinen Schullokal etwas Neues zu entwickeln, etwas ganz Persönsliches, das gerade darum sehr schwierig zu einer Theorie zu verdichten ist. Corran hat hier den Versuch gemacht, seine Entdeckungssfahrten im Kinderseelenland zu beschreiben; in elf Kapiteln durchschweist er plaudernd die

wichtigsten Provinzen dieses Landes: Das Zeichnen, den Auffat, das Fragen usw., überall polemisierend gegen öde Schulfuch= serei. Daran schließt sich eine umfangreiche Sammlung von Kinderauffätzen an, die den neuen Geist bekunden und besonders im Ausbrud merkwürdig reif anmuten, so daß es einem schwer wird, nicht an die mitarbei= tende Hand des Lehrers zu glauben. Den Schluß des Buches macht eine kleine Zusammenstellung trefflich ausgewählter, mo= berner Gedichte, die man den Berausgebern unserer altmodischen Schullesebücher nach= drüdlich zur Beachtung empfehlen tann. Es ist hier nicht der Ort, näher auf Corrans Ideen einzugehen; neben vielen guten An= regungen habe ich doch auch Unfeines ge= funden. Richard Ritter

Mugust Brüllmann. Nach des Tages Müh; fünfzig Gedichte eines Arbeiters. 72 S. 8°. Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1912. Geb. Fr. 1.50.

Die schlichten, ungefünstelten Berse des Arbeiters werden in manchem gleichgesinnten Herzen einsacher Menschen ein warmes Echo wahren. Auf literarische Beachtung darf die Sammlung keinen Anspruch machen, da die Gedichte inhaltlich und formal trotz einzelner gelungener Berse durchwegs anempfunden sind; aber sollten die anspruchslosen Berse, aus denen wirkliche Herzenswärme spricht, nicht trotzem Freude machen können?

Bloeich

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Schriftsleitung: Dr. Hans Bloeich, Herrengasse 11, Bern, an dessen Adresse alle Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet — Druck und Berlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.